

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **83 (2003)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eduard Stäuble,

1924 in St. Gallen geboren, studierte an der Universität Zürich Literaturwissenschaft und Schweizer Volkskunde und promovierte mit einer Dissertation über Albrecht von Haller. Er ist für Zeitungen, das Radio und das Fernsehen publizistisch tätig. Von 1965 bis 1986 war er Leiter der Abteilung Kultur beim Schweizer Fernsehen.

«JENES EINSCHNEIDENDE ERLEBNIS»

Pirmin Meiers neues Buch «Der Fall Federer»

Heinrich Federer wurde 1902 wegen Verdachts auf homosexuellen Umgang mit einem zwölfjährigen Jungen angeklagt, aber nicht verurteilt. Pirmin Meier hat «jenes einschneidende Erlebnis» zum Thema seines neuen Buches gewählt.¹ Der Stein, den die Bauleute nach dem damals vorherrschenden Zeitgeist verworfen haben, wird bei Pirmin Meier zum Eckstein in Federers Werk.

Charles Linsmayer hat 1994 ein «Schweizer Lesebuch» herausgegeben, das auch den Prosatext «Wo schlafen?» von Heinrich Federer enthält. In einer Anmerkung dazu weist Linsmayer darauf hin, dass dieser Text «jenes einschneidende Erlebnis in der Biographie des katholischen Geistlichen und künftigen Schriftstellers» spiegle, als er 1902 unter der (bald wieder fallengelassenen) Anklage des homosexuellen Umgangs mit einem Jugendlichen in einem Obwaldner Hotel verhaftet worden war. 1931 schrieb der Berner Dramatiker Arnold H. Schwengeler eine Dissertation über «Heinrich Federer im Spiegel seines journalistischen Schaffens», worin er auch «jenes einschneidende Erlebnis» erwähnte: «Ein furchtbarer Schlag von aussen stürzte Federer vom Redaktionssessel» (der «Zürcher Nachrichten»), «eine Katastrophe, unerwartet und vernichtend (...) Die Anklage lautete auf unsittliche Vergehen gegenüber Kindern. Federer war homosexuell. Ob er aber die Schuld der Tat auf sich lud, ist fraglich. Die Aussagen der Zeugen, die gegen ihn auftraten, sind zweifelhaft. Federer selbst leugnete alles ab (...). Und man wird nie sicher wissen, wo die Wahrheit liegt.» – Wegen Androhung einer gerichtlichen Verfügung mussten diese Stellen aus der Originalfassung getilgt werden. Die «bereinigte», verstümmelte Fassung von Schwengeler Buch erschien 1932 im Verlag Paul Haupt.

Noch 1960 geht P. Sigisbert Frick in seinem Buch «Heinrich Federer – Leben und Dichtung» nur andeutungsweise und wi-

derstrebend auf «jenes einschneidende Erlebnis» ein: «Wir stehen vor der dunkelsten Seite in Federers Lebensbuch. Den Freund des lieben Menschen schmerzt es tief, davon sprechen zu müssen. Im Jahre 1902 wurde Federer in einen sehr peinlichen Prozess verwickelt. Man zog ihn wegen seines Verhaltens einem Jungen gegenüber vor Gericht, setzte ihn aber, aus Mangel an Beweisen wirklicher Schuld, wieder auf freien Fuss. Heinrich litt unsäglich und schreitet gebrochen aus der Untersuchung heraus in eine Welt, die sich für ihn mit einem Schlag ganz verändert hatte.»

Verdrängtes ans Licht gehoben

Diese Beispiele zeigen, wie lange man bestrebt war, «jenes einschneidende Erlebnis» von 1902 aus Heinrich Federers Biographie zu verdrängen oder es nur verschämt am Rande zu erwähnen. Man war bemüht, der peinlichen Episode keine entscheidende Bedeutung für das literarische Schaffen Federers beizumessen. Sie blieb im Halbdunkel.

Nun hat Pirmin Meier jenes Erlebnis zum Thema eines Buches gemacht. Dabei bewährt sich Meiers historiographische Erzählweise aufs beste. Mit kriminalistischer Akribie, Verbissenheit und Unbestechlichkeit geht er der Geschichte nach, recherchiert gründlich und schafft bisher vernachlässigtes und unbekanntes Material zutage. Federers schriftstellerisches Werk ist heute so gut wie vergessen. Ist

¹ Pirmin Meier, *Der Fall Federer*, Ammann Verlag, Zürich 2002.

also Meiers Unternehmen überhaupt notwendig, ist eine genaue Kenntnis des «Falles Federer» noch von Belang? Immerhin nannte *Eduard Korrodi*, der Feuilletonchef der «Neuen Zürcher Zeitung», Federer anlässlich seines 50. Geburtstages 1916 «den katholischen Kontrapunkt zu Gottfried Keller». Ein starkes Lob, das uns anhalten sollte, dieses Werk erneut auf seine Wertehaltigkeit und Beständigkeit zu prüfen.

Pirmin Meiers Federer-Buch hat verständnisvolle und verständnislose Rezensenten gefunden. Die verständnislosen setzen sich dem Verdacht aus, Federers Werke nur ungenügend zu kennen, ihren *Sigmund Freud* nicht gründlich genug gelesen und offenbar noch nie etwas von Triebsublimierung als einem starken Motiv künstlerischen Schaffens gehört zu haben. Denn um einen solchen exemplarischen Fall handelt es sich hier. Dieses Exemplarische allein würde Pirmin Meiers Buch rechtfertigen.

Heinrich Federer, 1866 in Brienz geboren, besuchte die Gymnasien von Sarnen und Schwyz, studierte Theologie in Eichstätt, Luzern und Freiburg, wurde nach der Priesterweihe Kaplan im sanktgallischen Jonschwil und wirkte von 1899 bis 1902 als Redaktor der «Zürcher Nachrichten». Sigisbert Frick, der mit Federer befreundet war und ihn intimer kannte, bezweifelt, ob Federer bei der Redaktionsarbeit je glücklich war. Er habe jedenfalls erwogen, sie aufzugeben. Aber er konnte sich nie dazu entschliessen, weil er befürchtete, dass ihm das Leben eines freien Schriftstellers, das ihm als Ideal vorschwebte, wohl unüberwindliche Schwierigkeiten bringen würde. Das Schicksal nahm Federer diesen Lebensentscheid ab.

Heinrich Federer machte am 1. August 1902 mit *Emil Brunner*, dem zwölfjährigen Sohn einer Zürcher Architektenfamilie, den er als Privatlehrer und Erzieher betreute, eine Fahrt aufs Stanserhorn. Dort quartierten sie sich für die Nacht in einem Doppelzimmer ein. Emil wollte mit Federer in einem Bett schlafen. Federer sträubte sich. Emil, ein intelligenter, aber unbeherrschter und aggressiver Knabe, setzte seinen Willen durch. Federer, der homosexuell und pädophil veranlagte Priester, erlebte eine Stunde der schwersten Versuchung. Er widersteht ihr in einem leidenschaftlichen Kampf gegen sich selbst. Ge-

.....
Eduard Korrodi,
der
Feuilletonchef
der «NZZ»,
nannte Federer
«den katholischen
Kontrapunkt»
zu Gottfried
Keller.

.....
Federer, der
homosexuell und
pädophil
veranlagte
Priester,
erlebte
eine Stunde der
schwersten
Versuchung.

gen morgen balgen sich die beiden in harmlosen Kinderspielen. Federer war naiv und unvorsichtig genug, sie mitzumachen. Zimmernachbarn vermuteten dahinter sexuelle Handlungen und verklagten Federer bei der Hoteldirektion.

Wenige Tage nach diesen Vorfällen schrieb Federer an eine Frau Dr. X: «*Ich habe viele Fehler und Mängel, aber in dieser Angelegenheit weiss ich mich frei von dem angeschuldigten Makel (...) und soviel das Gerücht an Unwahrheiten dazu gestreut hat, in diesem Punkte bin ich unschuldig (...) Wie ein Kind hatte ich mich bei diesem Jungen, der mir familiär wie ein jüngster Bruder ist, benommen, unendlich unklug, aber auch unendlich harmlos.*»

Aufgrund zweifelhafter Zeugenaussagen wurde Federer am 2. August auf der Talstation Stanserhorn festgenommen. Bis zum 24. August bleibt er in Untersuchungshaft im Rathaus Sarnen. Es kommt zu erniedrigenden Verhören und peinvollen Prozessverhandlungen, an deren Ende Federer «wegen unsittlicher Handlungen» zu einem Monat Gefängnis und zu 500 Franken Busse verurteilt wird. Die Gefängnistage gelten durch die Untersuchungshaft als getilgt. Am 15. Januar 1903 entlastet das Nidwaldner Obergericht Federer. Es blieb nur noch der Tatbestand des «*Öffentlichen Ärgernisses*»; die Busse wurde auf 300 Franken reduziert.

Aber das Unheil war passiert. Federer litt unsäglich unter dieser Affäre. Er kam sich geächtet und verachtet vor, zumal sich die «Neue Zürcher Zeitung» genüsslich auf den Fall stürzte und schon am 4. August vom «*neuesten Fall cölibatärer Verirrungen*» berichtete. Es gebe Indizien, «*dass Knaben aus katholischen und protestantischen Familien diesem Wolfe im Schafspelz zum Opfer gefallen sind*». Eine klassische Vorverurteilung, mit der eine Pressehetze gegen Federer losgetreten wurde, die nicht wieder gutzumachen war. Auch die ganze katholische Presse liess Federer fallen.

Geburt eines Schriftstellers

Für Federer folgten acht schwerste Lebensjahre. Er gab das Priesteramt und die Redaktorentätigkeit auf und war auf das Wohlwollen grossmütiger Familien und Freunde angewiesen. Der Text «Wo schlafen?» ist ein erschütterndes Zeugnis aus je-

ner Zeit der verlorenen Ehre, Verfemung und Vereinsamung. In diesen Jahren der Verzweiflung brach der Schriftsteller in Federer durch. Wir erleben den klassischen Prozess einer Triebsublimierung, bei der sich sexuelle Impulse in geistige Tätigkeiten und kulturell orientierte Verhaltensweisen umwandeln. Die Sexualität erfährt in künstlerischen, sozialen und geistigen Aktivitäten eine Erhöhung, Verfeinerung und Veredlung. Wie ein Besessener stürzt sich Federer in die Schriftstellerei.

In kürzester Zeit wirft er einen Napoleon-Roman aufs Papier, der aber nie erschienen ist. Unter dem Titel «Wessen Sohn?» setzt er zu einem kolportagehaften Schlüsselroman an, in dessen Mittelpunkt ein hochbegabter Junge namens Emil von Brun stand; die Endfassung bricht aber mitten im Satz mit dem Namen Emil ab ...

Federer unternimmt Reisen, hauptsächlich nach Italien, das ihm zu einer geliebten zweiten Heimat wurde und wo sich viele seiner späteren Erzählungen abspielen. Er begann novellenartige Geschichten zu schreiben, darunter «Vater und Sohn im Examen» (1903/04), «Der gestohlene König von Belgien», «Unser Nachtwächter Prometheus». Sie werden später in die Sammlung «Lachweiler Geschichten» eingehen.

Aber vorderhand bleibt das Geschriebene in der Schublade. Nur Weniges wird unter Pseudonym veröffentlicht. Er verdiente nur wenig, oft nicht genug für die Wohnungsmiete. Federer litt auch unter Asthma und kämpfte zeitweise um sein Leben. Aber er schrieb und schrieb...

Federer neu lesen

Dann, 1909, machten ihn Bekannte auf einen Novellenwettbewerb der Berliner Zeitschrift «Daheim» aufmerksam. Federer reichte seine frühe Erzählung «Vater und Sohn im Examen» ein und gewann den ersten Preis, fünftausend Reichsmark. In der Jury sass der schon damals vielgelesene *Hermann Hesse*. Die Auszeichnung verhalf Federer schlagartig zu Berühmtheit. Der bedeutende Verlag Grote in Berlin bot ihm einen Vertrag an, und Federer holte seinen Roman «Berge und Menschen» hervor, der ein grosser Erfolg wurde. Zwei Jahre später folgten die «Lachweiler Geschichten». Der Durchbruch war gelun-

.....
*Wir erleben
 den klassischen
 Prozess einer
 Triebsublimie-
 rung, bei der
 sich sexuelle
 Impulse
 in geistige
 Tätigkeiten
 und kulturell
 orientierte
 Verhaltensweisen
 umwandeln.*

gen. Es erschienen die Romane «Pilatus» (1912), «Das Mätteliseppi» (1916), die Erzählung «Sisto e Sesto» (1917), «Umbrische Reisegeschichten» (1917), «Der Fürchtmacher» (1919), «Papst und Kaiser im Dorf» (1924) und viele andere. Nach Federers Tod (1928) folgte eine Ausgabe seiner Werke in 12 Bänden. Er war ein bedeutender Erzähler des deutschsprachigen Realismus und ein Erfolgsautor jener Zeit. Die Gesamtauflage seiner Werke ging bald in die Hunderttausende. 1919 ehrte ihn die Philosophische Fakultät der Universität Bern mit dem Titel eines Ehrendoktors, 1924 wurde er mit dem Gottfried Keller-Preis und 1926 mit einer Ehrengabe der Schillerstiftung ausgezeichnet. Am 29. April 1928 starb Heinrich Federer. Er wurde unter Anteilnahme einer grossen Trauergemeinde auf dem Friedhof Rehalp in Zürich beigesetzt.

Federer gilt als gemütvoller, liebenswürdiger und humorvoller Erzähler, der lebenswahre Menschen und anrührende Schicksale schildert, ein heimatseeliger, naturverbundener und naiv gläubiger Fabulierer. Der Schein trägt. Die seelische Verwundung durch «*jenes einschneidende Erlebnis*» hat Federer nie überwunden. Sein auf manchen Seiten heiter und sonnig erscheinendes Werk ist einem tiefen Schmerz abgerungen. Das wird uns durch Meiers Psychogramm bewusst und nachvollziehbar. Man wird nach seiner Untersuchung das Werk Federers neu lesen müssen. Nachdem Meier den lebenslangen Kampf des Dichters mit dem Dämon aufgedeckt hat, erkennen wir, wie sehr sich jene tragische Erfahrung oft in Federers Erzählungen und Romane hineingedrängt hat. Vieles in diesem Werk werden wir erst heute richtig verstehen. So fällt auf, welch breiten Raum die Kinder in Federers Werk einnehmen. Seine Neigung zu ihnen sehen wir heute klarer unter dem Aspekt eines pädagogischen Eros, dem der Dichter zuneigte (Federer kannte seinen *Platon*).

Meiers Buch stellt die Federer-Interpretation auf eine neue Grundlage. Umso bedauerlicher, dass Federers Werke heute kaum mehr greifbar sind, und umso wünschenswerter wäre es, wenn ein repräsentativer Band ausgewählter Werke ein Wiederlesen Federers ermöglichte. Es gälte, einen bedeutenden Schweizer Dichter neu zu entdecken. ♦

WIDERSTAND GEGEN DEN TREND

Friedrich Christian Delius wird sechzig

Wer in den Geschichten der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nachschlägt, stösst mit Sicherheit auf seinen Namen. Der im Hessischen aufgewachsene und jetzt in Berlin lebende Friedrich Christian Delius ist fest gebucht, wenn Germanisten für die dokumentarisch-politisch geprägte Zeit der Sechziger- und Siebzigerjahre nach einer Bezugsgrösse suchen.

Delius – das ist dann, wie etwa in *Wilfried Barners* umfänglicher «Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart», ein Autor unter anderen, einer, dessen Bücher in der Regel keiner Einzelanalyse unterzogen werden. Delius ist offenkundig in den Augen vieler ein ewig junger Schriftsteller geblieben, dessen Renommée sich zuerst aus Jugendwerken über «Unsere Siemens-Welt» oder den Kaufhauschef *Helmut Horten* speist. Die Prozesse darüber liessen Delius in die Justizgeschichte der Literatur einziehen und prägten das Etikett des unentwegt politisch agierenden Autors, der nicht altern darf. Zu Delius' sechzigstem Geburtstag legt der Rowohlt Verlag eine Art Rückschau vor, eine Blütenlese aus Essays der Jahre 1967 bis 2002.¹ Was meist für den Tagesgebrauch geschrieben war, liegt nun als gekürzte Sammlung von Exzerpten vor, die in alphabetischer Ordnung von «Achtundsechzig» bis «Zweifel» Einblick in Delius' Denken geben.

Natürlich haftet dieser – auch zu Wiederholungen neigenden – Zusammenstellung Willkürliches an, und nicht bei allen Texten bestand unbedingt die Notwendigkeit, sie nach vielen Jahren zu reanimieren. Doch wer anfängt, sich in diesem Büchlein festzulesen, stösst allenthalben auf kluge Bemerkungen und vorausschauende Einschätzungen, die Delius einerseits als streitbaren und, wenn man will, «linken» Zeitbeobachter kennzeichnen und ihn andererseits als behutsam reflektierenden Kommentator der politischen Entwicklungen ausweisen. Es ist gewissermassen das Dilemma des Essayisten Delius, dass er nicht zum lautstark polemisierenden Meinungsführer taugt, der wie manche seiner Kollegen Öl ins Feuer der Tagesauseinan-

dersetzungen gibt. Delius argumentiert bedächtig, fast spröde und nur gelegentlich mit galligem Spott in der Stimme. «*Theorie war meine Sache nie*», bekennt er lapidar, und auch seine akademischen Anfänge richteten sich nicht vorrangig auf literaturtheoretische Querelen. Seine 1971 in Buchform erschienene Dissertation «Der Held und sein Wetter» trägt den nicht nur zeittypischen Untertitel «Ein Kunstmittel und sein ideologischer Gebrauch im Roman des bürgerlichen Realismus» und zielt – wie etliche seiner erzählerischen und lyrischen Arbeiten – darauf, untergründige Machtsysteme in Gesellschaft und Kunst aufzuzeigen.

Dass Delius gelernter Literaturwissenschaftler ist, zeigt sich auch in seiner Geburtstagssammlung. Die eindringlichsten Texte gelten Kollegen wie *Wolfgang Koepen*, *Heiner Müller* oder *Nicolas Born*. Wenn er Letzteren als Autor «zwischen der priesterlichen und der bieder politischen Prosa» ansiedelt, so meint man, eine dezente Selbstbeschreibung herauszuhören. Mit Weihetönen, wie sie die fast gleichaltrigen *Peter Handke* oder *Botho Strauss* anschlugen, weiss Delius wenig anzufangen; gleichzeitig wollte er nie als einseitiger Agitprop-Repräsentant verstanden werden – auch nicht in seiner Trilogie «Deutscher Herbst» (1981–1992), die sich aus den Zeitromanen «Ein Held der inneren Sicherheit», «Mogadischu Fensterplatz» und «Himmelfahrt eines Staatsfeindes» zusammensetzt und die zu den nicht sehr zahlreichen epischen Auseinandersetzungen mit den grossen Themen der bundesrepublikanischen Geschichte gehören.

Delius' Einmischungen in den öffentlichen Diskurs sind von Leitmotiven bestimmt, von wiederkehrenden Feind- und

Rainer Moritz,

geboren 1958, studierte Germanistik, Philosophie und Romanistik. Promotion. Seit 1998 Leiter des Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg. Essayist und Kritiker, u.a. für die «Neue Zürcher Zeitung» und «Der Tagesspiegel». Zahlreiche Buchpublikationen u.a. *Maulhelden und Königskinder*. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur (herausgegeben mit *Andrea Köhler*, Leipzig 1998); *Das Buch zum Buch*. Ein ABC der Leselust, München 2002.

¹ Friedrich Christian Delius, *Warum ich immer schon Recht hatte – und andere Irrtümer*. Ein Leitfaden für deutsches Denken. Rowohlt-Berlin Verlag, Berlin 2002.

Freundbildern, die in unterschiedlicher Differenziertheit gezeichnet werden. Da ist einmal das Sich-Reiben am publizistischen Dominierungswillen der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», der Delius 1988 eigens ein amüsanter Buch – «Konservativ in 30 Tagen» – gewidmet hat. Und da ist das Unverständnis gegenüber einer Gesellschaft, die sich ihres moralischen Fundaments zu entledigen scheint. Delius – «aus der letzten Generation, die noch ohne Fernsehbilder erzogen worden ist» – sieht in den Achtzigerjahren einen Niedergang einsetzen, den er, ausgesprochen plakativ, als «Triumph der Shareholder und Verlustmacher über die Werte- und Verantwortungsträger» geisselt. Delius, der bekennende Nicht-Zyniker, argumentiert hier holzschnittartig, und man wird daran zweifeln dürfen, ob es um die Rolle der «Werteträger» in den Fünfziger- und Sechzigerjahren grundsätzlich anders bestellt war.

Der Schriftsteller und die Gesellschaft

Schriftsteller sind – wenn sie nicht Günter Grass oder Martin Walser heissen – keine Leitfiguren der öffentlichen Auseinandersetzung mehr, was einen wie Friedrich Christian Delius, der um 1970 selbst zur viel beachteten rebellierenden Intellektuellengeneration zählte, schmerzen muss. Umso eindringlicher klingen deshalb seine Klagen darüber, dass ein verbindliches Ziel der schriftstellerischen Bemühungen nicht mehr zu existieren scheint: «Gibt es in der schreibenden Zunft noch das eine gemeinsame Interesse: die Vielfalt der Argumente, Differenzen, Geschichten, Debatten fördern zu helfen, also den Humus unserer Arbeit zu pflegen? Die Bereitschaft, gerade auch von den Meinungen sich anregen zu lassen, die man nicht hat? In den oberen Etagen Beissen und Treten, in den unteren kindisches Jammern. Merkt noch jemand, was uns verloren geht?»

Delius selbst nahm in ganz jungen Jahren an den letzten Tagungen der Gruppe 47 teil und mag vielleicht auch deswegen den Zeiten eines differenzierten literarisch-gesellschaftlichen Gesprächs nachtrauern. Die aktuelle Situation stellt sich für ihn als ein Gegen- oder Nebeneinander vereinzelter Schreibender dar, die durch kein einigendes Band mehr zusammengehalten sind. Der romantisch angehauchte Gedanke einer diskussionsseligen Gemein-

.....
 Es ist
 das Dilemma des
 Essayisten
 Delius, dass er
 nicht zum
 lautstark
 polemisierenden
 Meinungsführer
 taugt.

schaft von politisch bewussten «Geistesmenschen», die sich bei allem Meinungsstreit immer als zusammengehörig fühlen, ist eine der kleinen Utopien, denen Delius anhängt.

Dahinter verbirgt sich, wie gesagt, nicht der Wunsch nach Gedankennormierung, sondern nach vielfältiger Debatte, die mehr als blosser Zustimmung oder Ablehnung hervorruft. Als Dozent an der Universität Paderborn hat Delius dieses Dilemma so formuliert: «Unsere Gesellschaft, unser Verhalten scheint immer mehr auf den simplen Dualismus der binären Logik zu schrumpfen: Ja-Nein, Gut-Böse, In-Out, On-Off usw. So fallen Entscheidungen, Wertungen, so wird heute Schicksal gemacht. Ich behaupte, dass es dagegen Opposition gibt, die nach mehr oder weniger bewussten Ausgleichs- oder Widerstandsformen sucht gegen den Trend zur computergestützten Ja-Nein-Mensch-Maschine, die von der beschleunigten Elektronik des Geldes angetrieben wird. (...) Literatur, und daran zweifle ich nicht, gehört im weitesten Sinn zu dieser Opposition und kann ein Widerstandspotenzial gegen den Trend sein».²

Friedrich Christian Delius ist ein Schriftsteller, der mit autobiografischen Zeugnissen geizt. Er äussert Meinungen, polemisiert und ironisiert, doch aus dem eigenen Leben mag er nur selten erzählen. Das sollte man einem Autor in Zeiten allgemeiner Bekenntniswut nicht ankreiden. Manchmal nur scheint es so, als würden seine Texte von ihrer Nüchternheit verlieren, wenn sie nur ein wenig mehr aus dem seelischen Interieur ihres Verfassers berichteten. Einmal vor allem, 1994, hat sich Delius auf dieses Terrain begeben, als er in seiner grossartigen Erzählung «Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde» über die eigene Kindheit schrieb, über den glücklichen Tag des Fussball-WM-Endspiels 1954. Der überraschende 3:2-Sieg der deutschen Mannschaft über die Ungarn lieferte der Nation die ersehnte Gelegenheit, sich wieder selbstbewusst zu zeigen, und er war zugleich ein Befreiungsschlag für das Kind Friedrich Christian, das den religiösen Zwängen des Elternhauses zu entfliehen begann. Delius' Fussball-Geschichte wurde so zu seinem persönlichsten und vielleicht zu seinem gelungensten Buch. Vielleicht, so darf man dem jetzt 60-Jährigen wünschen, greifen seine kommenden Werke wieder auf diesen Fundus zurück. ♦

² Friedrich Christian Delius, *Die Zukunft der Wörter*, Paderborner Universitätsreden, herausgegeben von Peter Freese, Paderborn 1995, S. 22.

GROSSER KÜNSTLER – SCHLECHTER KERL

Hiltrud Häntzschel weiss alles über Brechts Frauen

Klaus Hübner,

geboren 1953 in Lands-
hut, Dr. phil., lebt als
Publizist und Redakteur
der Zeitschrift «Fach-
dienst Germanistik»
in München.

Das Thema ist nicht neu. Paula Banholzer, Marianne Zoff, Marie-
luise Fleisser, Helene Weigel, Elisabeth
Hauptmann, Margarete Steffin und Ruth
Berlau – das sind die sieben Frauen
um Bertolt Brecht, denen die Münchner
Germanistin Hiltrud Häntzschel ihr Buch¹
widmet. Nicht besonders aufregend? Doch!
Die Lektüre dieser mit einem instruktiven
Anhang versehenen und auch äusserlich
angenehm aufgemachten Studie ist durch-
aus aufregend, nicht zuletzt deshalb, weil
Häntzschel gegen einen bis kurz vor
Schluss des Buches ungenannt bleibenden
Gegner anschreibt. Er heisst John Fuegi.
Vor ein paar Jahren machte dieser Germa-
nist zuerst in den USA und dann in den
deutschsprachigen Ländern Furore. Sein
«Brecht & Co.» wäre wohl kaum über die
üblichen Germanistenkreise hinaus beach-
tet worden, wenn Fuegi dort nicht den
grossen B.B. als üblen Verächter und halb-
kriminellen Ausbeuter so ziemlich aller
Frauen aus seinem Umkreis blossgestellt
hätte. In seinem «als wissenschaftlich aufge-
machtem 1086 Seiten starken Kolossaltribunal»
«auf das Niveau der Regenbogenpresse her-
untergeschrieben», stellt Häntzschel fest.
Dort aber gehört es nicht hin. Denn die
Frauen haben erheblichen Anteil an der
grossen Weltliteratur des kleinen Brecht.
Und diese Frauen waren keineswegs nur
Ausgebeutete, nach Liebe lechzend und
abhängig vom Wohlwollen des Meisters.
Häntzschels Buch, das ganz unterschiedli-
chen Persönlichkeiten gerecht zu werden
sucht, führt uns die Eigenständigkeit der
Brecht-Frauen mit Bravour und stupender
Sachkenntnis vor Augen, ohne ihre biswei-
len ungeheuerlichen, niemand anderem als
Brecht anzulastenden physischen und psy-
chischen Leiden zu verschweigen oder zu
verkleinern.

«In meine leeren Schaukelstühle vormit-
tags/Setze ich mir mitunter ein paar
Frauen/Und ich betrachte sie sorglos und
sage ihnen:/In mir habt ihr einen, auf den

könnt ihr nicht bauen.» So lauten die be-
kannten Verse «Vom armen B.B», und sie
scheinen bei allem, worüber sie schweigen,
etwas Zutreffendes mitzuteilen. Unter an-
derem, dass dieser Brecht offenbar oft
«sorglos» war, grenzenlos naiv und selbst-
herrlich in seiner Hoffnung, all die Frauen
würden ihn und einander schon irgendwie
verstehen. Das Muster, das sich seit seiner
Augsburger Jugendliebe zu Paula Banhol-
zer professionalisiert und verfeinert, nicht
aber geändert hat, umreisst Häntzschel so:
«Immer im richtigen Augenblick trifft er den
passenden, ihm nützlichen Menschen, kann
ihn an sich ziehen und meist auch halten,
versteht es, ihn in seine Arbeit einzubinden
und neue, bislang ungenutzte Fähigkeiten in
ihm zu wecken, und – weil es meistens
Frauen sind – Begehren zu entfachen, Lust
zu schenken, für eine Zeit lang, bis die näch-
ste Frau auftaucht. Dann bleibt ihm eine
kundige und engagierte Mitarbeiterin, auf
deren Zuarbeit er angewiesen ist, sie macht
sich damit auch finanziell von ihm abhängig
und ist darauf angewiesen, dass gelegentlich
ein bisschen Liebe für sie abfällt.» Das gilt
noch nicht für Paula Banholzer und nur be-
dingt für Marianne Zoff, sicher aber für
Elisabeth Hauptmann, der Häntzschel zu
Recht grössten Respekt entgegenbringt, für
Margarete Steffin und für Ruth Berlau. Es
gilt auch für Helene Weigel, während Marie-
luise Fleisser, auf die Hiltrud Häntzschel
nicht sonderlich gut zu sprechen ist, als
Sonderfall gelten muss. «Wenn eine Frau,
die Brecht beehrte, von ihm nicht ausgebeu-
tet und nicht hintergangen wurde, dann war
es Marieluise Fleisser», so das Fazit des Fleis-
ser-Porträts in einem Buch, dessen feminis-
tisches Engagement angenehm unange-
strengt aus enormer Belesenheit und philo-
logischer Seriosität erwächst. Die Literatur
selbst und bisweilen auch die Philologie
werden geschickt in die schlüssig argumen-
tierenden und flüssig zu lesenden Porträts
einbezogen. Und das hebt das nicht neue,
aber erneut spannende Thema auf das ihm
angemessene Niveau. ♦

¹ Hiltrud Häntzschel,
Brechts Frauen,
Rowohlt, Reinbek 2002.